

Gymizwang versetzt Eltern in Ausnahmezustand

Heute führen so viele Wege zur Matur wie noch nie. Trotzdem ist der Drang, sein Kind so früh als möglich ins Gymnasium zu bringen, grösser denn je.

Von **Andrea Schafroth**

Letzten Freitag lag das Couvert im Briefkasten: bestanden, nicht bestanden. Oder weder noch. 3800 Sechstklässler, mehr denn je, sind vor zwei Wochen im Kanton Zürich zur schriftlichen Prüfung der Langzeitgymnasien gepilgert (TA vom 2.5.). Morgen Mittwoch treten die Wackelkandidaten nochmals an – zum mündlichen Test. Was damit zu Ende geht, hat vor Monaten oder Jahren begonnen: eine Tragikomödie in fünf Akten über den Gymi-Hype.

I. Akt: Ab Einschulung

Frühjahr 2003, Informationsveranstaltung an einer Primarschule am Zürichberg im Zürcher Kreis 7. Die Eltern interessieren sich weniger für die neuen Methoden, mit denen den künftigen Erstklässlern das ABC beigebracht wird, als für die Chancen ihrer Sprösslinge, es – in sechs Jahren! – von dieser Schule ans Langzeitgymnasium zu schaffen. Und sie möchten wissen, was sie unternehmen können, damit der Sprung dereinst klappt. Drei Jahre später werden die Sorgen dieser Eltern akut. Die Mittelstufe und eine neue Lehrperson stehen an, die das Kind fit für die Gymi-Aufnahmeprüfung – in drei Jahren! – machen muss. Wäre nicht ein Umteilungsgesuch oder gar eine Privatschule fällig?

Ein paar Strassen und eine Einkommensstufe tiefer, im Zürcher Kreis 6, bricht die Aufregung erst gegen Frühling 2008 los. Inzwischen sind aus einst süssen Kindergärten schlaksige Fünftklässler geworden. «Was, deine Tochter kommt im Sommer in die sechste Klasse? Ein hartes Jahr hast du vor dir!», tönt es plötzlich von allen Seiten. Ob unsere Tochter, die gute Schülerin, überhaupt aufs Gymnasium möchte, ist keine Frage, stattdessen: «Schickt ihr sie dann ins Lernstudio?» Bereits im Frühsommer 2008 hängen im Tram unübersehbar die Plakate, die für Vorbereitungskurse auf die Aufnahmeprüfung 2009 werben: «Jetzt buchen.» Danach gehts auch von offizieller Seite Schlag auf Schlag: Elterngespräch (das in einem halben Jahr fällige Übertrittsgespräch wird simuliert), Elterninformation des Schulkreises, Elternabend. Alles innert drei Monaten, immer zum Thema Übertritt. Dazu die entsprechenden Informationsbroschüren, unter anderem eine zwei A4-Seiten lange Anforderungsliste an künftige Gymnasiasten mit vielversprechenden Kriterien, wie: sehr hohe Belastbarkeit, Ausdauer und Durchhaltevermögen, Sinn für Ordnung und Darstellung, selbstkritisches Hinterfragen und so weiter.

II. Akt: Qual der Wahl

All das vermag Eltern offensichtlich nicht einzuschüchtern, im Gegenteil: Die hohen Anforderungen werden zum Qualitätsbeweis, die ständige Präsenz des Themas suggeriert den Ernst des Unterfangens Gymi-Prüfung. Im Januar 2009 ist die Elternschlange jedenfalls schier endlos vor der Aula der altherwürdigen Zürcher Kantonsschule Rämibühl – eine halbe Stunde vor Türöffnung.

Einen Monat lang ist die Agenda gespickt mit Terminen: Informationsabend plus Schnuppermorgen jeder in Frage kommenden Kantonsschule – freie Schulwahl sei Dank. Während der Abend im Rämibühl formell und trocken abläuft, gibts in der Kantonsschule Oerlikon eine Diashow und musikalische Einlagen der Schülerband. Dazu Gymnasiasten, die ihre Erfahrungen mit der Aufnahmeprüfung preisgeben: «Ich habe mich mit einem Kurs im Lernstudio vorbereitet und weiss nicht, ob ich es sonst geschafft hätte.» Der Prorektor korrigiert umgehend: «Wir empfehlen solche Kurse nicht zur Prüfungsvorbereitung.» Sie werden denn auch nicht eingelassen, die vielen Anbieter. Dafür stehen sie draussen vor der Tür, wie ungebundene Strassenhändler. Boten von Lernstudio, Flying Teachers und Co. drücken den Eltern ihre Unterlagen in die Hand – vom Hochglanzdossier bis zum Flugblatt des pensionierten Primarlehrers, der seine Dienste besonders günstig anbietet.

III. Akt: Kürslifieber

Kurse über Kurse. Einige Kinder sind bereits vergangenen Herbst eingestiegen, viele beginnen nach den Sportferien, zusätzlich, für einen letzten Schliff, sind die



«Zum Teil artet es in Hysterie aus»

Die schulischen Anforderungen sind gestiegen. Mit einem familiären Unterstützungssystem schaffen es Kinder eher aufs Gymnasium.

Mit **Urs Moser* sprach Andrea Schafroth**



Herr Moser, alle wollen ans Gymi, würden auch Sie von einem Boom sprechen?

Betrachtet man die Entwicklung der letzten Jahrzehnte, ist er sogar riesig. 1960 lag die Quote der Maturabschlüsse in der Schweiz noch bei 4, heute beträgt sie rund 20 Prozent. Weiter steigen soll sie aber nicht.

Wenns nach den Eltern ginge, schon. Im Kanton Zürich haben sich dieses Jahr mehr Sechstklässler denn je für die Aufnahmeprüfung angemeldet. Warum?

Bei keiner Elterngeneration zuvor hatte Bildung einen derart hohen Wert. Das erstaunt nicht, denn auch die gesellschaftspolitischen Diskussionen suggerieren: Ein hoher Bildungsgrad führt zu beruflichem Erfolg, und je mehr ich verdiene, umso zufriedener bin ich. Ein anderer Beweggrund ist, dass in den Sekundarschulen die Berufswahl inzwischen auf Anfang achtens Schuljahr verschoben wurde und Eltern dem Kind nicht zumuten möchten, sich so früh entscheiden zu müssen.

Viele misstrauen den Sekundarschulen auch, denken, dass ihr Kind dort zu wenig gefördert und behütet wird.

Das schlechte Image hat wohl mit den Katastrophenberichten in den Medien, etwa über einzelne Gewaltvorfälle, zu tun. Doch die Qualität unserer Sekundarschulen ist sehr hoch, sonst würden ja nicht so viele Jugendliche nach zwei Jahren den Übertritt ans Kurz-Gymnasium schaffen.

Viele Eltern scheuen keinen Aufwand, um ihre Kinder ins Gymnasium zu bringen.

Was halten Sie vom Trend zu Nachhilfeunterricht und teuren Kursen als Vorbereitung auf die Aufnahmeprüfungen?

Ich kann nachvollziehen, dass Eltern in Zugzwang geraten, wenn sie im Tram die Werbeplakate für die Kurse sehen. Und wenn dann im Umfeld einige ihr Kind in einen Kurs schicken, entsteht schnell eine Gruppendynamik.

Aber ist das Hysterie oder effektiv nötig, um ans Gymi zu kommen?

Ich halte solche Kurse nicht für nötig. Insofern hat, wer sich auf eine Aufnahmeprüfung gut vorbereitet, sicher einen Vorteil – und wer es nicht tut, einen Nachteil.

Das bedeutet: Die Eltern sind gefordert.

Es lohnt sich, wenn Eltern sich einsetzen und ihr Kind unterstützen. Wie die Kinder zu Hause ans Lernen herangeführt werden, spielt eine grosse Rolle, denn der Schulerfolg hat nicht nur mit Begabung, sondern auch mit Lernbereitschaft zu tun.

Früher haben sich Eltern aber niemals so intensiv um das schulische Gedeihen des Nachwuchses gekümmert.

Die Anforderungen des Bildungssystems sind gestiegen. Wenn ich das Mathebuch meines Vaters mit meinem vergleiche und dann noch das meiner Tochter dazunehme, wird klar: Die Lerninhalte sind anspruchsvoller und komplexer geworden. Zudem gibt es mit den neuen Medien mehr Ablenkung.

Das alles heisst letztlich: Es steht schlecht um die Chancengleichheit.

Es ist eine Tatsache, dass der Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und Bildungserfolg eng ist. Manche Eltern können ihren Kindern diese Unterstützung schlicht nicht bieten.

Ist da nicht die Schule gefordert und müsste in die Lücke springen?

Ich wehre mich dagegen, dass die Schule für alles die Verantwortung übernehmen soll und kann. Natürlich besteht Handlungsbedarf, wenn ein Kind sehr begabt ist, aber das familiäre Unterstützungssystem fehlt. Nur kann die Schule oft nur begrenzt etwas ausrichten, denn die Ursachen für Chancengleichheit

sind komplex. Sie hat auch damit zu tun, dass in Familien unterschiedliche Werte und Handlungsmuster dominieren. Für eine Familie mit Wurzeln im Balkan hat der Bildungsabschluss tendenziell einen weniger hohen Stellenwert als für eine aus Deutschland, wo die Kinder bereits nach der vierten Klasse ins Gymnasium eintreten und es nur wenig Alternativen gibt. Und in einer Familie mit wenig Geld ist es für die Eltern eher selbstverständlich, dass das Kind eine Lehre macht und früh Geld verdient. Zum Glück bietet unser System mit der Berufsmatur noch andere Wege und Chancen.

Gibt es auch einen Graben zwischen Stadt und Land?

Das hat sich in den letzten Jahren angeglichen. Allerdings sind die Chancen regional zum Teil sehr unterschiedlich verteilt. In Basel ist zum Beispiel der Anteil Gymnasiasten mit 26 Prozent fast doppelt so gross wie im Aargau mit 14 Prozent. Das heisst, ein Kind muss im Aargau deutlich mehr leisten um ans Gymnasium zu kommen. Das relativiert sich etwas, wenn man auch die Berufsmaturquote berücksichtigt, die zum Beispiel in Basel vergleichsweise niedrig ist.

Sie sprechen die Berufsmatur an. Eigentlich gab es doch nie zuvor so viele Möglichkeiten, die Matur zu machen?

Wir haben in der Schweiz eines der durchlässigsten Bildungssysteme. Auch wer kein Gymnasium besucht, kann mit der Berufsmatur an eine Fachhochschule und mit einem zusätzlichen Jahr, der Passerelle, die Matur machen und studieren.

Dann ist der ganze Gymihype doch erst recht widersinnig?

Sicher artet das zum Teil in Hysterie aus. Viele Eltern kennen die relativ neuen Alternativen zum Gymnasium noch schlecht, vielleicht beruhigt sich das künftig noch ein bisschen. Etwas mehr Gelassenheit könnte jedenfalls nicht schaden. Anstatt übertriebene Erwartungen zu haben, sollte man dem Kind gerecht werden und ihm die nötige Zeit geben, sich zu entwickeln.

* Urs Moser ist Bildungsexperte und Geschäftsführer des Instituts für Bildungsevaluation der Uni Zürich.

Intensivkurse in den Frühlingsferien beliebt. Kosten: je nach Kurslänge von mehreren Hundert bis mehreren Tausend Franken. Das ist noch harmlos. In nobleren Quartieren und Gemeinden gibt es die ganz Cleveren, die zum Beispiel vor Beginn des Kurses, Anfang der sechsten Klasse, noch einen Privatlehrer engagieren: So können auch die fürs Prüfungsergebnis mitentscheidenden Vornoten im nächsten Zeugnis optimiert werden.

Interessant ist – und ein Grund, warum auch gelassene Eltern in dieser Zeit nur mit Mühe kühlen Kopf bewahren –, dass nicht nur Kinder getrimmt werden, bei denen es knapp werden könnte, sondern auch Klassenbeste. Obwohl Gymnasien und Primarschulen beteuern, wer die Voraussetzungen mitbringe, schaffe es auch ohne Kurse. Fragt sich nur, welche Voraussetzungen gemeint sind. Vielleicht all die Eltern, die zwar aufs Lernstudio verzichten, aber dafür selbst mit ihren Kindern lernen? Oder anders gefragt: Warum, wenn die an den Schulen gebotene Vorbereitung genügt, variiert die Zahl derer, die ans Gymnasium gehen, je nach Schule massiv? Nehmen wir unseren Schulkreis, Waidberg, als Beispiel. Weit oben im Quartier, nahe am Zürichberg, hat letztes Jahr die Tochter einer Kollegin das verflixte sechste Schuljahr erlebt und erzählt: «Von 26 sind 23 an die Gymi-Prüfung, 20 habens geschafft. Die meisten haben dafür ein Jahr lang gebüffelt und Kurse besucht.» Zuunterst im Quartier, wo der Anteil bildungsferner Eltern sehr hoch ist, wohnt eine Bekannte: «In der Schule meiner Tochter schaffens ein, zwei, vielleicht drei Schüler pro Jahrgang.»

IV. Akt: Ein Buch für alle

Die Schule unserer Tochter liegt nicht nur geografisch in der Mitte: Die Hälfte der Klasse hat die Aufnahmeprüfung absolviert. Von den elf sind sieben durchgekommen, ein Kind muss noch an die mündliche. Nur gut die Hälfte der Prüflinge hat Vorbereitungskurse besucht. Was nicht heisst, dass die anderen Eltern den Prüfungserfolg ihrer Kinder der Schule überlassen hätten. Irgendwann im Februar erzählt mir die ganz und gar unangeregte Nachbarin und Mutter einer glänzenden Schülerin: «Wir haben jetzt mal dieses Buch gekauft (Ich will ans Gymi) und fangen ein bisschen an mit Durcharbeiten.»

Das ominöse Buch liegt bei Orell Füssli an prominenter Stelle stapelweise auf. Ein einfaches Taschenbuch für stolze 40 Franken. Zusätzlich werden die Aufgabensammlungen vergangener Prüfungen empfohlen, zwei Hefte, je rund 35 Franken. Der Buchautor, ein ehemaliger Primarlehrer, war übrigens jahrelang Kursleiter in einem Lernstudio. Und weil mittlerweile so viele seine Tipps befolgen, müssen sich die Gymnasien immer mal wieder etwas einfallen lassen, damit die Erfolgsquote nicht explodiert. Neuerdings wird vermehrt auf Geometrie gesetzt. Versteht sich, dass das im nächsten Buch einfließen wird.

V. Akt: Am Prüfungstag

Die Frage lautet: Wäre ohne Prüfungsmarathon alles besser? Meine Cousine und meine Schwester im Kanton Bern, wo die Kinder mittels Empfehlung prüfungsfrei aufs Gymnasium gehen können, schütteln den Kopf und erzählen von jahrelangen, höchst komplexen Selektionsphasen. Und von gewieften Eltern, die sie mit viel Aufwand und allerlei Tricks in den Griff bekommen. Auch hier werden entscheidende Zeugnisse mit Nachhilfe aufpoliert, und sollte es trotzdem nicht reichen zur Empfehlung, wird in der Entscheidungsphase kurz an eine Privatschule gewechselt, in der Empfehlungen erfahrungsgemäss einfacher zu bekommen sind.

Rämibühl, 5. Mai 2009, zweiter Prüfungstag. Die familiäre Fördermaschinerie kommt in geballter Ladung daher. Angespannt stehen die Eltern in kleinen Gruppen im Gang, während die Kinder aufgeregt umhersausen. Sogar hier ist ein Gefälle sichtbar: Im Literargymnasium erscheinen auch viele Kinder ohne elterliche Begleitung. Zwei Stockwerke höher im Realgymnasium, dem Favoriten der Zürichberg- und Goldküsteneltern, scheint die Zahl der Begleiter diejenige der Prüflinge zu übersteigen. Schuhwerk und Handtaschen sind hochwertiger und die Gestelle der Sonnenbrillen in den blondierten Haaren dicker. Nicht dass draussen die Sonne scheinen würde. Im Gegenteil: Der Himmel ist grau verhangen, und die Sorgen der Eltern sind gross. Nach Prüfungsbeginn bleiben sie hinter verschlossenen Türen und mutmassen über die bisherigen Leistungen ihrer Kinder. «Je nu, es isch, wies isch», seufzt irgendwann eine Mutter.